

Wilhelm von Humboldt.

Von Professor **Paul Hensel**, Erlangen.

Die Bedeutung Wilhelm v. Humboldts liegt in erster Linie nicht in seinen wissenschaftlichen und staatsmännischen Leistungen, so erhebliches er auch auf diesen beiden Gebieten gewirkt hat, sondern in seinem Leben als solchem, in der vorbildlichen Art, wie er in unermüdlichem Streben sein individuelles Dasein zur Universalität gestaltet und erweitert hat. Es ist die Aufgabe dieser Zeilen, die einzelnen Etappen, in denen sich dies Lebenswerk vollzogen, darzustellen und sich über die Bedeutung einer jeden für die Gesamtleistung des Lebens Rechenschaft zu geben.

Man kann die Wahrheitsuchenden in zwei Klassen teilen: die einen reihen Erfahrung an Erfahrung, bis sich aus deren Vergleichung und Verallgemeinerung ein System ergibt, die andern fühlen sich dem Leben in seiner Mannigfaltigkeit gegenüber so lange unsicher und verworren, bis sie zu einer Gesamtanschauung theoretischer Art sich durchgerungen haben, welche ihnen die Richtpunkte für ihr eignes Denken und Handeln, ihre eigne Lebensführung, gewährt. Humboldt gehörte der zweiten Klasse an. Kaum den ersten Einflüssen der Berliner Aufklärungsphilosophie, die seine Erziehung beherrschte, entwachsen, tritt ihm in Kant der für seine Weltanschauung bestimmende Geist entgegen, und die Grundlinien dieser Weltanschauung hat er bei aller Schmiegsamkeit seines Geistes im einzelnen, die bis zur gelegentlichen, sehr weitgehenden Anlehnung an die Systeme Fichtes und Schellings führte, bis an das Ende seines Lebens sich bewahrt. Es mag zunächst unwürdig erscheinen, daß eine so auf Harmonie und Ganzheit der Persönlichkeit gestellte Natur sich zu dem kritischen Philosophen hingezogen fühlte, dessen wesentliches Geschäft mehr auf dem Gebiete des genauen Trennens und Unterscheidens als auf dem der Auffassung und Darstellung ungeschiedener Fülle bestand. Aber was Humboldt bei Kant anzog, war neben der peinlichen Genauig-

keit des Unterscheidens, welche sein wissenschaftlich gerichtetes Denken befriedigte, doch vor allem die Größe der moralischen Gesinnung, die Lehre vom Primat der praktischen Vernunft und nicht zuletzt die Stellung, welche im Kantischen System die Kunst als die große Einigerin der Gegensätze zu spielen berufen war. Die Ideen als Ideale, die Einsicht, daß die Individualität, die Persönlichkeit als Wert nichts gegebenes, sondern etwas aufgegebenes sei, einerseits die klare Bestimmung der Grenzen bis zu denen der menschliche Verstand vordringen könne, andererseits die Ablehnung, alles was darüber hinaus lag mit wohlweisem Scharfsinn zu negieren; die Forderung, hier letzte Ziel- und Richtpunkte unserer gesamten Existenz vertrauend zu verehren, alles dies mußte auf Humboldts gleich sehr zu kritischem Tadel, wie zu gemütvoller Hingabe gerichtetes, zwiespältiges Wesen wie ein stärkendes Stahlbad wirken. Der Gedanke der sittlichen Autonomie, die Freiheit als das höchste Gut, stimmte so sehr mit der innersten Überzeugung Humboldts überein, daß er in seiner Erstlingsschrift dem „Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“ sich bemühte, diese Grenzen mit ängstlicher Hand so eng wie möglich zu ziehen. Wo irgend sich Selbstbestimmung zeigt ohne geradezu die berechtigten Ansprüche anderer zu schädigen, da soll der Staat sich aller Eingriffe enthalten. Selbst einen Zwang zu Erziehung und Unterricht empfindet hier Humboldt noch als einen ungerechtfertigten Eingriff in die private Sphäre des Elternhauses. Gegen den „despotisme éclairé“ und zwar gerade deshalb, weil er ein wohlmeinender ist, richtet sich die Tendenz dieser Schrift. Kein Wunder, daß der Autor sich im damaligen Staatsdienst nicht wohlfühlen konnte; aber es war kein Leben der Muße und des Genusses, das er sich wählte, sondern bei allem reichlichen Anteil, den der Verkehr mit Freunden, bei allem Glück, das ihm der schöne Bund mit seiner Lebensgefährtin gewährte, immer ist es die Arbeit in der eignen Ausbildung, die im Mittelpunkt seines Lebensplans steht. Auch die Freundschaften, die in seinem Leben eine so große Rolle spielen, mit Gentz, Forster, Jacobi, Wolff, Körner, Schiller und Goethe, zeigen alle einen ganz bestimmten Charakter. Humboldt war so hingebungsbedürftig wie wenige Menschen. Sein sarkastisches Wesen, seine Neigung zu Spott und kältester Zerlegung der Menschen konnten ihn nicht davon abhalten, wo ihm Tüchtigkeit und Gedicgenheit entgegentrat, die freudigste Anerkennung zu zollen und dann auch, wie er es in

den Briefen an Wolff zeigte, sehr erhebliche Charaktereschwächen des Bewunderten in wahrhaft rührender Weise auszugleichen und zu ertragen. Wo ihm aber das schlechthin Große entgegentrat, wie bei Schiller und Goethe, da kann er sich nicht genug tun in einer fast religiösen Verehrung, in einer immer neuen Freude an der Analyse der Werke und der Person dieser Großen, nicht um sie zu kritisieren, sondern um durch sie und mit ihnen den Zugang zu den ewigen Werten zu erhalten, seinen Glauben an die Menschheit und ihre Bestimmung durch die Tatsächlichkeit des Daseins und des Wirkens solcher Männer immer wieder aufs neue bestätigt und bekräftigt zu sehen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß bei dem großen Wege, den Humboldt sich für sein Leben vorgezeichnet hatte, lange Jahre hindurch seine Entwürfe und Pläne mehr Programme enthielten, als daß sie ausgeführt worden wären. Gerade die Allseitigkeit, mit der er nach dem Worte Goethes das Unendliche dadurch zu erreichen suchte, daß er im Endlichen nach allen Seiten schritt, gerade dies Streben zur Universalität, welches er als das zweite Ausbildungsstadium der Individualität richtig erkannt hatte, drohte gelegentlich die heilige Flamme unter der Fülle des Brennstoffs zu ersticken. So sehen wir denn große Pläne bei ihm auftauchen, wie der zu einer Charakteristik der Griechen, welcher dann zu ganz minutiösen Untersuchungen über die Versmaße des Pindar sich verengt, ohne daß auch diese zum Abschluß kommen. Es war ihm nicht gegeben, sich mit Allgemeinheiten zu beruhigen, sondern von den großen Gesichtspunkten aus mußte die Arbeit ins kleine und kleinste sich verzweigen, beherrscht von dem Glauben, daß dieses massenhafte Detail, das er aufzustapeln nicht müde würde, doch in letzter Linie und zu seiner Zeit sich zur Totalität zusammenschließen würde. Denn es ist charakteristisch für Humboldt, daß nicht die Universalität, sondern die Totalität es war, die für ihn das eigentliche Ziel sowohl des Individuums wie der Menschheit bildete. Die zur Einheit zusammengeschlossene unendliche Fülle, die in Regeln zusammengefaßte Welt der geistigen Strebungen, die auf das Ideal hingewendete reichste Fülle der Interessen, das ist es, was Humboldt als den Gedanken der Humanität in den Kernpunkt seiner Weltanschauung gestellt hat. Es ist unmöglich, bei dem Einzel-Ich stehen zu bleiben, dieses Einzel-Ich muß in die Fülle der Erscheinungen, der Beziehungen, der Relationen eingehen, aber es darf in ihnen nicht untergehen. Un-

endlich bereichert und unendlich vertieft, muß es zuletzt diese Fülle der universalen Gesichtspunkte zur Totalität eines Kosmos zusammenfassen. In diesem Sinne schreibt bei Humboldt ebenso wie bei Kant der Geist der Natur die Gesetze vor.

Aus diesem Streben zur Totalität erklärt sich Humboldts Stellung zu den großen Heroen der Vergangenheit und Gegenwart, zum Griechentum und zur Kunst. Jeder große Mann, namentlich aber der große Künstler, stellt eine solche erreichte Totalität dar. Die seine Zeit bewegenden Ideen haben sich in ihm zur individuellen Totalität zusammengeschlossen; das rein Menschliche ist in dieser bestimmten Ausgestaltung konkret geworden, und so wie der Fluß der Geschichte nichts anderes ist als die verschiedenartigen Ausgestaltungen, welche die Menschheit diesem Ideal der Humanität gegeben hat, so stellen die großen Männer einer Epoche diese Annäherungsversuche ihrer Zeit gleichsam in prägnanter Gestalt dar. Aber auch unter den Völkern gibt es eines, das nun wiederum in prägnanter Gestalt eine derartige Ausprägung darstellt, das sie dem Auge des Betrachters als die höchste Konkretisierung des Ideals der Humanität zeigt, welche bisher erreicht worden ist, und dieses Volk sind die Griechen. Sie sind dies aber gewesen, weil sie das künstlerische Volk par excellence sind, und damit kommen wir auf die zentrale Stellung, welche bei Humboldt wie bei Schiller die Kunst in der Realisierung des Ideals der Humanität einnimmt. Wenn Schiller seinen Spaziergang und die Briefe über ästhetische Erziehung vor allen andern an Humboldt sandte, so wußte er, daß er in ihm den verständnisvollsten Leser zu finden hoffen durfte. Es ist hier ganz unmöglich festzustellen, wer von beiden mehr der Gebende oder Nehmende war. Jedenfalls ersehen wir aus der Publikation der Humboldtschen Manuskripte, daß schon lange bevor Schiller seinen Spaziergang unternahm, Humboldt den gleichen Weg gegangen war. Und wie konnte es anders sein? Waren es doch Gedanken der Kritik der Urteilskraft, die beiden Wanderern den Weg wiesen. Da die Kunst, wie alle menschliche Tätigkeit nach Kant Einheitsfunktion ist, so stellt sie diese Einheitsfunktion in der prägnantesten Gestalt dar. Wenn Schelling diesen Kantischen Gedanken dahin übersteigerte, daß er Philosophie mit Kunst identifizieren zu können meinte, so konnte auch auf diesem Wege Humboldt ein gutes Stück mitgehen, wenn man ihn auch nicht als eigentlichen Schellingianer betrachten darf; denn an Stelle des abstrakten Gedankenschemas, zu welchem bei

Schelling diese Einheit erstarrte, war Humboldts Auge viel zu sehr auf die lebendige Fülle der Gestalten gerichtet, die er in dem Begriff nicht aufheben wollte sondern die er im Begriff sich in aller sinnlichen Fülle zuzueignen trachtete. Die Griechen aber waren es, welche diese Einheit des menschlichen Seins mit sich selber und mit der Welt in einer Weise darstellten, von der Humboldt sehr schön sagt, daß sie zwar überboten aber nie mehr erreicht werden könnte. Wonach wir streben, das hatten die Griechen; ungesucht konnten sie verwirklichen, was für uns Ideal bleibt, die schöne Geschlossenheit, die plastische Rundung der Persönlichkeit und der Weltanschauung, der künstlerischen Gestaltung und der politischen Verfassung. Alles dies tritt uns in den Werken der Griechen mit einer Selbstverständlichkeit entgegen, die immer wieder an die tiefsinnige Definition Kants vom Genie mahnt, es sei eine Intelligenz, die als Natur wirkt. —

Daher war es auch für Humboldt Bedürfnis, bis in die kleinsten philologischen Einzelheiten Metrik und Silbenmaß, Sprachgebrauch und Wortstellung, die Naturgesetze, nach denen diese Intelligenz zu handeln scheint, sich deutlich zu machen und sich Rechenschaft davon zu geben, ob und in welchem Grade die Meisterwerke der Griechen auch für uns Vorbilder sein können.

Denn Humboldt war weit davon entfernt, Klassizist in dem Sinn zu sein, daß er den modernen Geist auf die Stufe des Griechentums etwa hätte zurückführen wollen. Nachdem einmal die ungeheure Verinnerlichung der Menschheit durch das Christentum sich vollzogen hat, würde ein solches Unterfangen gleichbedeutend mit dem Aufgeben der wertvollsten menschlichen Errungenschaften sein. Das, was wir anstreben, muß dieselbe Geschlossenheit auf der Stufe der Totalität sein, welche die Griechen auf der Stufe der schönen Individualität erreicht hatten und dem gerührten Auge bis heute darstellen. Aber die Schwierigkeit dieser Aufgabe hat sich Humboldt nie verhehlt, und wenn man seine große Besprechung von Goethes Hermann und Dorothea aufmerksam liest, wenn man dazu die von feinstem Verständnis für die Eigenart des Freundes eingegebenen Versuche vergleicht, dem dichterischen Genius Schillers gerecht zu werden, so wird man sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß diese Forderungen eines vollkommenen Ausgleichs aller Gegensätze, die die modernen Menschen bedrücken und verwirren, selbst bei Schiller in Humboldts Augen nicht restlos erfüllt waren. Zu mächtig überwog in Schillers Genius das Sittliche

über das Sinnliche, das Ideale über das Reale; zu sehr haftete sein Interesse an dem Anblick des Kampfs, um sich des Sieges restlos erfreuen zu können. Er ist der geborene Dramatiker, nicht aber ein Epiker. Auch Schillers Lyrik ist Dramatik, auch in ihr werden die Gegensätze straff gegeneinander gestellt; ihre Antithetik mehr als ihr Ausgleich fesselt unsern Blick. Und daher tritt Goethe, wie das ja auch Schiller selber in seiner naiven und sentimentalischen Dichtung angedeutet hatte, als der vollendete moderne Mensch, als der größte Künstler, der seit der Zeit der Griechen der Menschheit geschenkt worden ist, in Humboldts großem kritischen Versuch hervor. Man kann wohl sagen, daß alle die Gedanken, mit denen etwas später die Romantiker sich bemühten, den Deutschen ihren Goethe zu geben, bereits in dem Buche Humboldts, wenn auch in viel schwerer verständlicher Form, enthalten und ausgesprochen waren.

In allen diesen Richtungen betätigt sich aber Humboldt in einer Weise, die wir wohl, wenn auch nicht im Sinne Herders, als eine metakritische bezeichnen können. Durch Kants Kritik war ein für allemal die absolute Freiheit des Vernunftwesens, sein ausschlaggebender Anteil an dem Zustandekommen des Wissens wie der Sittlichkeit und Kunst, sichergestellt. Nun galt es zu zeigen, welches die Organe sind, durch welche der freie Geist mit der Wirklichkeit sich auseinandersetzt, sie sich zu eigen macht und wiederum von ihr als dem Materiale seiner Pflichterfüllung bestimmt und angeregt wird. Die festen Formen aufzusuchen und ihren Sinn und ihre Bedeutung anzugeben, in denen sich diese lebendige Wechselwirkung vollzieht, betrachtete Humboldt eben so sehr als seine Aufgabe, wie es die Schillers gewesen war und wie sie uns auch, zum Teil wenigstens, in den großen Systemen Fichtes und Schellings entgegentritt. Es ist gewissermaßen die Erforschung des Hügellandes, das sich zwischen dem Hochgebirge des kritischen Idealismus und dem fruchtbaren Bathos der Erfahrung hinzieht, welchem der Geist Humboldts sich vorzugsweise zuwandte. So erklären sich seine Aufsätze über den Unterschied der Geschlechter, den Geist der Nationen, die Charakteristik des vergangenen Jahrhunderts nur als Spezialfälle desselben Interesses, welches sich auch in seinen Untersuchungen über die Styleigentümlichkeiten der einzelnen Dichtungsformen und des Sprachgebrauchs der Dichter in so vielseitiger Weise betätigt hatte. Immer waren es für ihn die Kategorien des Geistes, mit denen er sich einem gegebenen

Material gegenüber durchzusetzen bemüht war. Es sind in dem Geschlecht, in der Nation, in der Sprache, in Epos, Lyrik und Drama immer Handlungsweisen des Geistes zu erkennen, der in einer bestimmten Richtung sich auszudrücken bestrebt ist und gerade in dieser Einseitigkeit seine Schranken vor sich findet und bestrebt ist, wiederum über diese Schranken sich zur Totalität zu erheben. Von Ideen muß ausgegangen werden, denn sie sind das ureigenste Besitztum des Geistes, aber bei den Ideen darf nicht stehen geblieben werden, sondern nun gilt es sich ihrer unendlichen Einbildsamkeit in der Wirklichkeit bewußt zu werden, sie darin zu verfolgen und ihre Richtungslinien im einzelnen festzustellen. Die gänzlich verschiedene Art, in der die beiden Geschlechter dieses Problem der Individualisierung physisch sowohl wie psychisch vollziehen, wobei sie die Totalität immer nur durch ihr gegenseitiges Bezogensein auf einander erreichen können, in welcher ihre Verschiedenheit sich nicht verliert, sondern im Gegenteil akzentuiert, hat niemand schärfer gesehen und feiner analysiert, als Humboldt, und so glaubte er auch nicht an eine Humanität, in welcher, als einem leeren Allgemeinbegriff, die Besonderheit der einzelnen Völker ausgelöscht werden sollte; ihm graute vor dem Gedanken einer Weltsprache, die an Stelle der Volksidiome etwa zu treten hätte, und Volapück und Esperanto hätten bei ihm keine Gnade gefunden, sondern diese einzelnen Völker und Nationen waren ihm wichtig als ebenso viele Versuche des Geistes der Menschheit, seiner Aufgaben Herr zu werden, mit bald stärkerer, bald schwächerer Betonung dieses oder jenes Momentes, und in die Fülle dieser Versuche sich einzutauchen reizte seinen feinen Geist immer aufs neue; denn aus jeder Erkenntnis in dieser Hinsicht suchte er für das eigene Leben Gewinn zu ziehen. Gundolf hat mit Recht darauf hingewiesen, wie in Goethes Leben Daimon und Tyche sich in den bedeutsamsten Momenten die Hände reichen, und etwas ähnliches könnte man auch in Humboldts Leben verfolgen. Wie seine Charakteristik der Geschlechter sich praktisch in dem schönsten Ehebund darstellte, in den wir jetzt nach der Veröffentlichung seines Briefwechsels mit seiner Frau uns immer wieder mit neuem Entzücken versenken können, wie wir hier uns vorgelebt sehen, was in den feinen Begriffsdistinktionen seiner Abhandlung als Ideal gefordert wurde, so konnte auch Humboldt, als ihn der Ruf seines Königs nach Rom führte, nunmehr gleichsam persönlich dem Geist der Zeiten entgegentreten,

der ihm bisher nur aus den Blättern seiner Bücher entgegengeräuscht war. Eine weitere, glückliche Fügung müssen wir darin anerkennen, daß Humboldt gerade in dieser Stellung eine Übergangszeit durchleben konnte, die es ihm noch erlaubte, mit dem besten Teil seines Wesens in der Fortarbeit an seinen großen Gedanken zu leben und ihn andererseits durch ein gewisses Maß amtlicher Verpflichtungen, die er pünktlich und gewissenhaft erledigte und die sich zum Teil eng mit seinen wissenschaftlichen Bestrebungen berührten, den Zugang zur Welt der praktischen Betätigungen zu erleichtern.

So fand ihn die große Krisis seines Vaterlandes auf das würdigste vorbereitet, an der Neueinrichtung des von Napoleon zertrümmerten Staatswesens Friedrichs des Großen mitzuarbeiten. Wenn man den Kampf, den das geschwächte und gedemütigte Preußen gegen die Weltmacht Napoleons vorzubereiten sich unterfing, mit staunenden Augen verfolgt, so drängt sich eine Reminiscenz aus der Welt Platons auf. Im Kritias wollte Plato den Zusammenstoß des ungeheuren Gewaltstaates der Atlantis, der mit allen Hilfsmitteln der Technik und der Macht ausgerüstet war und dem nur eines fehlte, die Kenntnis der ewigen Ideen, mit dem kleinen Stadtstaat schildern, welcher aller jener Vorzüge ermangelte, aber dafür das eine besaß, was not tat. So empfinden auch wir, wenn wir die Männer vom Schlage Steins, Schöns, Gneisenaus, Boyens und Scharnhorsts dem gewaltigen Napoleon und seinen Marschällen gegenüber treten sehen. In ihren Kreis gehörte Humboldt und ihn berief das Vertrauen seines Königs zuerst als Leiter der Abteilung für Wissenschaft und Unterricht, dann in den wichtigsten diplomatischen Geschäften zum Mitarbeiter Hardenbergs. Wer den Idealismus nur als weltentfremdende und weltferne Lehre von einer höheren Wirklichkeit kennt, dem müßte angesichts der Tätigkeit, welche Humboldt in diesen Jahren entfaltete, ein Zweifel an der Echtheit dieses Idealismus kommen, denn Humboldt scheint sich gar nicht genug tun zu können im Eingehen auf die kleinsten Minutien, handle es sich nun um die Verbesserung der Volksschulen oder die Errichtung der Berliner Universität, die Verfassungsfragen der Schweizer Eidgenossenschaft oder die Stellung der Mediatisierten innerhalb der deutschen Bundesakte. Aber sehen wir näher hin, so wird uns deutlich, daß diese vielverzweigte Tätigkeit gar nicht möglich gewesen wäre, außer für den Mann, der einen Standpunkt über den Dingen sich so sicher erkämpft hatte, daß

er für ihn die selbstverständliche Voraussetzung für die Behandlung der Dinge geworden war. Immer wieder sehen wir ihn orientiert an den letzten und höchsten Voraussetzungen des menschlichen Wesens überhaupt, aber immer wieder sehen wir auch, wie von dieser Vogelschau aus nicht die Wirklichkeit der Dinge zusammenschrumpft zu einer verächtlichen und unbedeutenden Fläche, sondern wie der rege Geist dieses Idealisten sich mit der Wahrheit Platons durchtränkt hat, daß wenn der beste Weg zum Ziel ungangbar ist, eben ein zweitbestes und drittbestes gesucht und gefunden werden muß. Man könnte als das Charakteristikum von Humboldts staatsmännischer Wirksamkeit vielleicht den Zug hervorheben, daß sein selbstverständlicher Idealismus nie zum Doktrinarismus wurde, wie er ihn auf der anderen Seite immer vor der Routine als seiner schlimmsten Feindin bewahrte. Kühn durchgreifend, wo er die Möglichkeit dazu sah, wußte er, wo diese nicht gegeben war, aus den Verhältnissen das menschenmöglichste zu gewinnen, nie am Buchstaben klebend, zeigen, bei voller Schärfe seiner logischen Beweisführung, seiner toledoklingenharten Dialektik, die verschiedensten Entwürfe immer wieder neue überraschende Möglichkeiten, die Idee zu realisieren, das Seinsollende zum Wirklichen zu machen. Man kann es sich wohl denken, daß selbst den klügsten unter den ihm entgegenstehenden Diplomaten, daß Talleyrand ein Gefühl der Unsicherheit, des Unterlegenseins Humboldt gegenüber ankam, das ihm sonst im Verkehr mit seinen Gegenspielern am diplomatischen Schachbrett fremd war. Er fühlte sich durchschaut und zwar von einem höheren Standpunkt aus, zu dem er keinen Zutritt hatte, und er fühlte, daß seine ausgebreitete Weltkenntnis in mindestens demselben Grade seinem Gegner zu eigen war und daß außerdem dieser Gegner über Kräfte und Einsichten verfügte, von denen er sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Der Wissenschaftsmann hatte seinen Meister im Zweiweltenmann gefunden. Aber so umfassend und weitverzweigt auch diese öffentliche Tätigkeit Humboldts war, sie war doch weit entfernt, den ganzen Inhalt seines Lebens zu bilden. Immer wieder tritt es in den Briefen an seine Frau, seinen Bruder, die Freundin Charlotte Diede hervor, daß trotz aller Überarbeitung, trotz der größten Interessen, die er zu vertreten hatte und deren er sich mit erstaunlichem Scharfsinn und nie ermüdendem Eifer annahm, doch seine eigentliche Heimat nicht in dieser Welt der Geschäfte, wo Geschichte gemacht wurde, lag und daß ihn nur das Pflichtgefühl in diesem

Umtrieb der Geschäfte festhielt. Was Plato einst von seinen Staatslenkern sagte, daß sie nur aus Gehorsam gegen die Götter die Leitung des Staates übernehmen und gerne nach erfüllter Pflicht wieder zu ihrer eigentlichen Heimat, der Welt der Ideen zurückkehren, so war es auch mit Humboldt. Als er einsah, daß für einen Mann seiner freien Geistesart in dem Preußen der heiligen Allianz kein Platz mehr sei, als ihm die Eifersucht des Staatskanzlers Hardenberg deutlich machte, daß, wenn er noch im Amt bleiben wolle, dies nur durch einen Gegenkrieg von Intriguen, von Minen und Gegenminen möglich sein würde, da gab es für Humboldt keinen Augenblick des Besinnens mehr. Trotzdem ihm dekorative Posten angeboten wurden, die an Glanz der Stellung den Ehrgeizigsten hätten befriedigen können, war für ihn der Gedanke eines Staatsdienstes ohne eine Arbeit, die nur er verrichten konnte, kein erstrebenswertes Ziel. Als der Staat seiner bedurfte, war er dem ersten Rufe gefolgt, aber er bedurfte des Staates nicht. Fast mit einem Seufzer der Erleichterung wandte er sich jetzt nicht der Ruhe, aber seiner eigentlichen Arbeit zu. Es kann an dieser Stelle kaum vermieden werden, das Bild eines andern ganz Großen vor das Auge zu beschwören: die Entlassung Humboldts ruft unwillkürlich den Gedanken an die Entlassung Bismarcks und was ihr folgte hervor. Bismarck fühlte sich aus seiner eigensten Sphäre herausgeschleudert; in bitterstem Unmut, mit heißem Groll verfolgte er den Gang der Ereignisse, die er früher gelenkt hatte und die jetzt in Richtungen abrollten, die ihm unerwünscht und gefährlich erschienen. Immer wieder zuckte es ihm in der Hand, die ihm entrissenen Zügel wieder zu packen. Er war ganz Staatsmann, ein unendlich viel größerer Staatsmann, als es bei aller Feinheit seines Geistes Humboldt je gewesen war, aber er war nur Staatsmann. Humboldt fehlte ganz der Wille zur Macht, der den Kern der Persönlichkeit Bismarcks bildete. Als die Sonne des geschäftigen Tages für ihn niedergegangen war, stiegen in feierlicher Größe die Gestirne am Himmel seines Lebens empor, nach denen er früher seinen Kompaß eingestellt hatte, es galt jetzt für ihn, das letzte und höchst Errungene noch in den Raum dieses Lebens hineinzubringen, das wichtigste Glied in der Kette der Verbindungen der Menschen unter einander wie des freien Geistes mit der Außenwelt, die Sprache, sollte verstanden und gewürdigt werden. Der Gedanke der vergleichenden Sprachforschung wird bei ihm wieder lebendig und nun mit der ganzen Weisheit des Alters; mit allen Hilfsmitteln, die im Lauf eines reichen Lebens

angesammelt waren, mit der ganzen Glut und Begeisterung eines Jünglings stellt er diesen Plan in den Mittelpunkt seines Lebens und ein gütiges Geschick verlängerte ihm die Tage, bis er die reifen Früchte zur Scheuer einbringen konnte.

Es waren ja schon immer Sprachstudien gewesen, die Humboldt von der ersten Jugend an bewegt hatten. Wie er ohne seine Griechen nicht zu denken ist, wie dies Interesse den Lebensnerv seines Verhältnisses zu Wolff bildete, so waren es auch vorwiegend sprachliche Interessen, die ihn auf seinen Reisen in Südfrankreich und Spanien beschäftigten und es konnte nicht fehlen, daß ihn das noch heute ungelöste Geheimnis der baskischen Sprache auf das mächtigste anzog. Auch hier wieder seiner Neigung folgend, bei aller Größe der Entwürfe von unten herauf zu arbeiten, suchte er sich durch Sammlung von Manuskripten und mündlichen Überlieferungen in den Besitz eines Materials zu setzen, das damals noch nicht so bequem zugänglich war, wie es inzwischen geworden ist. Aber sehr bald erweiterte sich der Horizont nach allen Seiten. Durch ihn veranlaßt, brachte sein Bruder Alexander von seinen Reisen nach Südamerika ein reiches Material zur Kenntnis der Sprachen der Ureinwohner Amerikas mit und allmählich enthüllte sich dem Auge Humboldts die Einsicht in die letzten Strukturbedingungen des Sprachbaus überhaupt und der Funktion, welche die Sprache im geistigen Gesamtplan der Menschheit zu erfüllen hat, und einmal auf diesen Weg gewiesen, konnte es nicht ausbleiben, daß in der vielbewegten forschungsfreudigen Zeit von allen Seiten her neue und immer neue Anregungen zuströmten, denen sich Humboldt nur dann entzogen hätte, wenn sein Alter keine Zeit der Reife, sondern der Beginn der Verknöcherung gewesen wäre. Dies aber war bei ihm am allerwenigsten der Fall. Die Sprachen der Südseevölker, das einzigartige Phänomen der chinesischen Sprache und Schrift, die durch Champollion gelungene Entzifferung der Hieroglyphen, alles dies verfolgte er mit einem fast leidenschaftlichen Interesse, und auf all diesen Gebieten konnte er bald nicht nur als Nutznießer fremder Arbeit, sondern als Förderer und Weiterstrebender auftreten. Vor allem aber war es die Sprache und Literatur der Inder, das uralte, heilige Sanskrit, das seiner Seele eine neue Heimat bereitete, in der er fast so gerne wohnte, als in dem Hellas seiner Jugend. Derselbe Weg nach Osten, den Goethe von der Ilias seiner Jugend bis nach Persien gewandelt war, bis er auf dem west-östlichen Diwan ausruhen durfte, führte auch Humboldt zum heiligen Strome des Ganges,

und gleichberechtigt stellt sich ihm die Philosophie des Bhagavad-Gita neben die des Plato. In dem wundervollen Sonnettenkranz, den er als poetisches Tagebuch um die inneren Erlebnisse seines Alters schlang, ist kein Einfluß stärker, als der Indiens, sein Humanitätsideal bereichert sich um Züge, die die indische Heimat kenntlich genug an sich tragen. Es ist nicht mehr die tatkräftige Entschlossenheit des griechischen Geistes allein, sein Drang nach künstlerisch plastischer Gestaltung und Formung des Lebens, der sich in diesen Gedichten ausspricht, es ist in eigenartigem Gegensatz zu der streng geschlossenen Kunstform des Sonnetts, das halb träumerische Sichversenken in die Unendlichkeit des Gedankens und der Welt, die lächelnde Resignation gegenüber dem, was die Jugend einst reizte und lockte, die Beschäftigung mit den Geheimnissen der eigenen Seele und ihre Beziehungen zum göttlichen Weltgeschick, die uns hier entgegentreten, der Form nach ebenso abendländisch, wie die Lieder des west-östlichen Diwans deutsch waren, dem Inhalt nach ebenso nach Indien zeigend, wie diese nach Schiras, beide aber ein Zeugnis der nie ruhenden Aufnahmefähigkeit Goethes und Humboldts.

Man kann Humboldts Leben als ein vollendetes bezeichnen, fraglich ist es, inwieweit man es auch vorbildlich nennen kann; denn auf den ersten Blick scheint die Realisierung eines solchen Lebens nur unter so günstigen Bedingungen möglich zu sein, wie sie allerdings im Falle Humboldts zutrafen, aber wie sie eben nur den wenigen Begünstigten des Glückes zuteil werden. Man hört häufig, daß es Humboldt leicht gemacht worden sei, an der Vollendung seiner Persönlichkeit zu arbeiten, denn er habe dies Ziel unverrückt ins Auge fassen können, ohne genötigt zu sein, den harten Kampf ums Dasein zu kämpfen, der für die meisten Menschen nun einmal Vorbedingung der Existenz ist. Gewiß ist daran viel richtiges. Humboldt hat das Leben eines Grand-Seigneurs geführt und der Zug der Vornehmheit ist vielleicht der markanteste in seiner geistigen und körperlichen Physiognomie. Aber das kommt für die Frage, ob und inwieweit er uns als Vorbild dienen kann, nicht in Betracht. Wenn ich einem Ideal nachstrebe, so weiß ich im voraus, daß ich es nicht werde voll verwirklichen können, sondern es handelt sich nur darum, nach welcher Richtung ich meine Kräfte einsetzen will, wobei die Frage, wie weit diese Kräfte reichen, zunächst ganz unerledigt bleiben kann, und wenn wir das Problem unter diesen Gesichtspunkt rücken, so glaube ich in der Tat, daß gerade unsere Zeit alle Veranlassung

hat, das Ethos der Humboldtschen Lebensführung nachdenklich zu betrachten. Immer stärker ist in uns die Gewöhnung geworden, die menschlichen Willenshandlungen als egoistische und altruistische nicht nur zu unterscheiden, sondern auch zu werten. Nur gegen diese Wertung legte das Leben Humboldts einen nachdrücklichen und sehr beherzigenswerten Protest ein. Es gibt eben Werte, und zwar sind es diejenigen, auf die in letzter Linie alles ankommt, die jenseits von Egoismus und Altruismus liegen und mit diesem Gegensatz gar nichts zu tun haben. Gewiß kann man, wenn man nur an dieser kümmerlichen Unterscheidung klebt, die Sorge Humboldts um die Ausbildung seiner Persönlichkeit, die Gewinnung einer Weltanschauung, gar nicht anders klassifizieren, denn als egoistisch. Anstatt ein nützliches Dasein als Arbeiter am Kammergericht zu führen, zog er sich jahrzehntelang aus jeder sozialen Tätigkeit heraus, ohne durch Publizieren von Büchern auf die Förderung des menschlichen Geschlechtes bedacht zu sein, ergab er sich lang ausholenden und scheinbar resultatlosen Studien und verwendete auf die Möglichkeit eines Gesprächs mit Schiller Zeit und Geld, die wirklich „nützlicher“ hätten angewendet werden können. Aber, könnte man einwenden, er trat doch schließlich in den Staatsdienst und hat seine Kräfte in den Dienst des sozialen Ganzen, dem er angehörte, gestellt. Das ist zuzugeben, aber es fragt sich, ob der Wert seines Lebens in dieser Tätigkeit bestand. Wir glauben gezeigt zu haben, daß dies nicht der Fall war. Wenn sein Wunsch erfüllt worden wäre, wenn er eine frühe Ruhestätte neben seinem Liebling an der Pyramide des Cestius gefunden hätte, so wäre sein Leben zwar nicht zu der Vollendung gediehen, die es übrigens erst nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienst erreicht hat, aber es wäre nicht wertfrei und noch viel weniger wertlos gewesen. Selbst wenn man sich einmal auf den Standpunkt stellen will, daß es in letzter Linie auf die Arbeit für die Gemeinschaft ankommt, so bietet das Leben Humboldts uns auch schon für diesen Standpunkt eine recht beherzigenswerte Warnung und Mahnung. Vielleicht liegt es so, daß nur derjenige wirklich erfolgreich für die Allgemeinheit arbeiten kann, der sich zuvor der Lösung der „Nebenaufgabe“ gewidmet hat, ein wirklicher Mensch zu werden.

Mit tausend Fangarmen, mit rührenden Bitten, mit der Aufzeigung lockender Ziele suchen uns heute soziales Leben und Gemeinschaft in ihren Dienst zu ziehen. Es gehört schon eine ungewöhnliche geistige Selbständigkeit dazu, diesem Ruf erst dann

zu gehorchen, wenn man das Gefühl haben kann, daß man dieser Arbeit wirklich gewachsen ist, daß man auf den werbenden Ruf eine Antwort geben kann, die der Mühe wert ist, gehört zu werden. Und diesen Mut hat Humboldt gehabt und deshalb konnte er organisatorische Aufgaben im preußischen Unterrichtswesen leisten, die all den pflichttreuen Geheimräten, die von der Pike auf gedient hatten, zu finden unmöglich gewesen waren. Und deshalb konnte er in der vergleichenden Sprachforschung, die aus der unermüdlichen Verfolgung scheinbar rein desultorischer Studien herausgewachsen war, eine königliche Straße bahnen, auf der heute tüchtige Fachgelehrte mit Sicherheit entlang traben können. Alles dies ist richtig, und trotz alledem würde ich Bedenken tragen, in diesen Leistungen den eigentlichen Wert von Humboldts Leben zu sehen. Es kommt ja doch schließlich bei unserer gesamten sozialen Arbeit in letzter Linie darauf an, daß wir einen Platz schaffen, auf dem wirkliche Menschen gedeihen können. Wenn wir heute im Weltkrieg alle Kräfte bis aufs äußerste anspannen, so geschieht dies deshalb, weil wir wollen, daß in der Zukunft Deutsche noch möglich sein sollen und weil wir mit dem unerträglichen Dünkel, der den Zorn der ganzen Welt gegen uns mobil gemacht hat, den Deutschen für eine wertvolle Ausprägung der Spezies homo sapiens halten. Ganz ebenso wie Burke sagte, daß die ganze englische Verfassung dazu da sei, um 12 rechtliche Männer in den Geschworenenkasten zu kriegen, ganz ebenso ist auch das ganze Kulturgetriebe nur dazu da, damit es Menschen geben könne, die den tiefen inneren Trieb und das Verlangen haben, ihre Individualität zur Totalität zusammenzuschließen. Und diesen Trieb, der das wertvolle in Humboldt ist, der kann in jedem Menschen geweckt werden, der Blick eines jeden Menschen kann darauf gerichtet werden, daß es nicht genügt, zweibeinig und ohne Federn auf die Welt gekommen zu sein, sondern daß dieses Dasein aus einem Faktum zu einem Wert werden muß.

Ob dieser Trieb seine volle Erfüllung in diesem irdischen Dasein bereits erreichen kann, wie er ihn bei Humboldt erreicht hat, das ist Sache der Tyche, nicht die unsere. „Es ist allen verborgen außer den Göttern“, wie Sokrates fromm sagt. Allen aber ist das Wort Goethes gesagt, das vielleicht am besten die Summe von Humboldts Leben zieht: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“.